

*Zwischenruf*

## **Gott ist nicht da, wenn wir es gerade wünschen...**

Überbehütung – ein Modewort oder vielleicht doch ein tatsächlicher Aufreger? Eltern nehmen ihren Kindern nahezu jede Entscheidung ab, lassen sie selbst dann nicht allein aus dem Haus, wenn sie sich der Volljährigkeit nähern oder bereits in der Ausbildung stehen. Ja, wir haben heute ein übersteigertes Sicherheitsbedürfnis, haben Angst vor allen möglichen Gefahren, fürchten gar, dass das eigene Kind auf dem Weg zur Schule gar einem Terroranschlag zum Opfer fallen könnte – während die Wahrscheinlichkeit für einen Autounfall deutlich höher ist. Absichern – das ist nicht nur in der Politik zu einem beliebten Sport geworden. Zumindest so tun, als ob man mithilfe von Aktionismus etwas erreichen könnte. Airbags links, rechts, hinten und vorne – überwachen, beobachten, überprüfen. Nicht nur unsere Kinder werden Opfer einer Ideologie der vollkommenen Mutlosigkeit.

Dieses Bild transportieren wir auch in unsere Vorstellung des fürsorglichen Gottes. Wie ein Hubschrauber möge er um uns kreisen, uns vor allem Leiden bewahren und das Übel möglichst von uns fernhalten. „Als „Helikopter-Gott“ wurde er gar schon bezeichnet, wie die Eltern, die ihre Kleinsten auch im Erwachsenenalter noch nicht loslassen können. Aus einem theistischen Verständnis, Gott könne jederzeit in die Welt eingreifen, formulieren wir die Erwartung, dass er dies bei seiner Allmacht doch bitte auch tun sollte. Entsetzt ziehen wir uns in der „Theodizée“-Frage zurück, warum Gott nichts unternimmt, um uns vor Erdbeben zu schützen, uns davor zu bewahren, dass wir uns gegenseitig im Krieg zerstören, vor einem Verlust unseres Nächsten durch Unglück oder Krankheit einzuschreiten oder endlich Wasser zu liefern für die Kinder auf der ganzen Welt, die er verdursten lässt – obwohl es doch anders möglich wäre, so meinen wir.

Es ist heute angesehen, wenn wir unsere Kinder in Watte packen. Das bedeutet, dass uns unsere Kleinsten wichtig sind. Dass wir alles Menschenmögliche dazu beitragen, damit sie von der Grausamkeit des Alltages nichts mitbekommen. Von Konflikten halten wir sie fern, sie könnten ja Schaden nehmen. Und im Erwachsenenalter wundern wir uns darüber, dass sie eben nicht erwachsen sind. Sie haben Angst vor dem Leben und fürchten sich vor dem, was sie herausfordert. Sie haben nicht gelernt, dass Krisen auch aus eigener Kraft bewältigt werden können. Sie setzen im Studium noch darauf, dass der liebe Gott nach einem Stoßgebet die fehlende Vorbereitung auf die Klausur wettmachen und gute Noten vom Himmel schmeißen möge. Schuld sind dann meistens die Anderen, die es nicht gut mit uns meinen, der strenge Professor, die unempathischen Freunde, die nörgelnde Mutter. Und wenn es ans Eingemachte geht, dann ist Gott es, den wir verantwortlich machen. Denn er hätte es ja anders machen können.

Gott hat uns die Fähigkeit gegeben, zwischen dem Guten und dem Bösen zu unterscheiden (1. Mose 3,22). Ja, Krankheit, Gewalt und Armut sind auf den ersten Blick böse, sie erscheinen uns auch völlig sinnlos. Wir sind es nicht gewohnt, mit der Dramatik unseres Daseins konfrontiert zu werden. Wir haben diese Gabe verloren, selbst Entscheidungen zu treffen und Erkenntnisse darüber zu gewinnen, was Gott mit seinen „unergründlichen Wegen“ tatsächlich meint. Denn wir haben eine andere Vorstellung von ihm: Auf einen Fingerschnipp soll er doch bei uns sein, „wünsch dir was“, der Zauberer mit dem Rauschbart, der uns Träume erfüllt, sind wir doch seine Ebenbilder. Dann müssen wir uns nicht anstrengen, auch über unsere Eigenverantwortlichkeit nachzusinnen. Nein, für den Vulkanausbruch können wir wirklich nichts, auch auf die Immunerkrankung der Tochter

scheinen wir eher keinerlei Einfluss zu haben. Gleichsam wie auf den unverschuldeten und tödlichen Unfall eines Angehörigen im Straßenverkehr. Doch wie viele der Nöte, die wir ertragen müssen, sind letztlich nur hausgemacht? Warum sollte Gott uns aus diesen Schlammasseln befreien?

Kaltherzig ist er immer dann, wenn die Tragweite unseres Handelns unser eigenes Vorstellungsvermögen überschreitet. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 bat die BILD-Zeitung in großen Lettern, Gott möge uns beistehen. Ja, wenn wir ihn brauchen, soll er da sein. Tatsächlich mutet es ein wenig an, wie in der Kindertagesstätte: Wenn etwas nicht klappt, das Essen nicht schmeckt, wenn das Spielzeug kaputt geht oder ich mir den Finger gebrochen habe, dann schreie ich. Ja, in diesem Alter kann ich es nicht anders, denn meine Fähigkeit, selbst einzuschätzen, was gut und böse ist, sie fehlt mir einfach. Die Freiheit zu haben, nicht auf Andere angewiesen zu sein. Aber wofür brauchen wir Gott dann überhaupt noch? Doch diese Frage ist schon in ihrem Ansatz falsch. Denn wir benötigen ihn nicht. Viel eher ist er einfach nur da, ob wir es nun gerade spüren – oder nicht. In einem Segen bitten wir, dass er um uns sein möge, dass er seinen Schutz halten möge, dass wir nicht fallen. Er möge ihn über uns und vor uns ausbreiten, hinter uns und neben uns. Und das macht Gott auch, aber eben nur für den alleräußersten Notfall. Wir können nicht tiefer fallen als in seine Hand, so singen wir es auch. Doch ist es nicht gleichzeitig eine wunderbare Vorstellung, dass Gott uns etwas zutraut?

Wir empfinden Leid und Herausforderung, Nöte und Qual als das Böse. Doch will Gott uns wirklich schaden, wenn er uns einem schweren Krebsleiden aussetzt, wenn er uns in die Arbeitslosigkeit rutschen lässt oder uns vor die Scheidung von unserem Partner stellt? Nein, er möchte, dass wir wachsen. Und das kann nur funktionieren, wenn wir in Freiheit leben dürfen. In der Freiheit, selbst zu wissen, was Gott mit uns vor hat. Er ist immer wieder eine Zumutung und eine Verwunderung gleichermaßen – und doch fühlen wir, wenn wir ernstlich darüber nachdenken, ob er nun strafen will oder einfach nur helfen möchte, dass wir aus uns heraus die Kraft nehmen können, Schwierigkeiten unseres Lebens selbst zu bewältigen. Um aus der Krise gestärkt hinaus zu gehen, braucht es zuerst die Erfahrung, unten angekommen zu sein. Wäre es tatsächlich besser, wenn alles auf der Welt nur gut wäre? Nein, niemand kann verstehen, warum das Böse derart zuschlägt, wie wir es gerade momentan wieder erleben. Und doch kann sich die Parabel über Gottes Liebe nur erschließen, wenn wir nicht allein das Übel ersehen. Als Christen glauben wir an die Auferstehung, nicht an den Tod. Zweifelsohne fällt es uns schwer, den Lichtblick zu erkennen, falls ein Elternteil gestorben ist, wenn wir nicht wissen, wie wir die nächste Rechnung zahlen sollen oder wenn die Untersuchungsergebnisse so lange auf sich warten lassen.

Dabei erfahren wir diese Momente der Hoffnung täglich. Trotzdem – und genau deshalb – werden wir auch das in der Freiheit und im Selbstbewusstsein, das Gott uns mit der Verheißung, in der Lage zu sein, entscheiden zu können, noch lernen. Denn ist der Gruß des Nachbarn selbstverständlich, der uns auf die Schulter klopft und uns rasche Genesung wünscht? Ist es zu erwarten gewesen, dass tausende Menschen gegen Krieg und Gewalt auf die Straße gehen, während die Bomben fallen? War es normal, dass unsere beste Freundin gerade in dem Augenblick anklopfte, in dem wir den Sinn für das Leben verloren haben? Manchmal genügt es, wenn wir uns auf die Suche nach diesen Ereignissen machen, in denen sich Gott uns als der Retter offenbart. Da sitze ich auf einer Bank und genieße die Stille mit einem Blick in die Weite. Da lausche ich der Musik des Untermieters, der sein aktuelles Stück übt und mir damit den Nachmittag verschönt. Und da genieße ich es, dass mich mein Bruder

zu einem kühlen Bier eingeladen hat und wir wieder einmal einen Männer-Abend zusammen verbringen.

Mir berichtete ein ehemaliger Insasse eines Gefängnisses, dass es der freundliche Wächter war, der morgens zum Aufwecken kam – und nicht nur die Zellentür mit einem großen Rums öffnete, sondern ein fröhliches „Guten Morgen“ in die Zelle warf, das ihn dort nicht verzweifeln ließ. Und kürzlich erlebte ich diese Frau, die von Metastasen geplagt nicht mehr lange zu leben hatte, die mir vorschwärmte, wie ihr die Krankenschwester jeden Nachmittag ein kleines Stückchen Pflaumenkuchen mit Sahne organisierte. Und nicht zuletzt erinnere ich mich an einen guten Freund, dem nach einem Brand seines Hauses eigentlich nichts mehr blieb. Aber nachdem er sich nochmals auf die Suche in den Trümmern machte, da fand er ein Bild von seiner Frau und ihm am Hochzeitstag. Es war angeschwärzt, aber nicht vollständig zerstört. War hier also Gott im Spiel? Ja, wenn wir uns darauf einlassen, dass wir nicht nur das Böse sehen, sondern ehrlich zu uns sind und auch eingestehen, dass Gott seine Güte zeigt. Nicht so, wie die Welt sie uns gibt, sondern in Anlehnung an Johannes 14,27, so, wie Gott selbst sie uns schenkt.

Wenn wir begreifen, dass Gott uns auf diese Erde gestellt hat, damit wir sie uns nicht nur untertan machen, sondern vor allem, um als seine Kinder erwachsen zu werden und die Reife zu erlangen, das Leid auch als Chance zu sehen, Heilung erfahren zu dürfen und zu können, indem wir wach und gleichsam aufmerksam die Augen nach seiner Gnade offenhalten, dann werden wir ihm Vertrauen geben, ohne ihn kontrollieren zu müssen. Denn unsere Erwartungen sind unnötig, weil Gott uns viel mehr zutraut, als wir es selbst tun. Er muss nicht um uns schwirren, damit wir den Alltag meistern. Das Wissen um seine Gegenwart, immer dann, wenn wir sie tatsächlich brauchen, nämlich dann, wenn wir sie gerade nicht einfordern, ist in unserem Hinterkopf. Sie gibt uns Sicherheit in dieser Freiheit, uns als eigenständige Wesen entwickeln zu können. Wir werden die Zuwendung Gottes dann erfahren, wenn sie vollkommen überrascht. Wenn wir nicht mit ihr rechnen, weil sie oftmals so klein und für uns so selbstverständlich ist. Er lädt uns ein zu einer Achtsamkeit, sein Antlitz funkelt oft symbolisch durch das Tägliche. Geben wir dem Guten die Möglichkeit, in unserer Welt der scheinbaren Verdammnis neue Hoffnung zu spenden.

*Dennis Riehle*